

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 5

Artikel: Das Frauengut von Raift
Autor: Fux, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Frauengut von Raift

Erzählung von Adolf Fux

Illustration von Rod. Bolliger

Mit einem dankbaren Blick nach der Wolke, die sich vor die weissglühende Sonne schiebt, richtet die junge Schnitterin sich auf und gönnt ihren Augen die Wohltat des sich dämpfenden Lichtes, welches soeben noch in seinem Übermasse alle Farben getötet und die Sinne betäubt hat. Doch vor die milde Wolke schiebt sich eine andere, deren Ränder nicht mehr kraus und licht sind, sondern in Blei gefasst scheinen. Die schwere Wolke

drückt die im Tale gefangene Hitze nieder, ist die dunkle Vorreiterin eines über den Bergen erscheinenden, mit Blitzbündeln geladenen wilden Heeres. Ein Zittern geht durch die noch stehenden Gerstenhalme. Die erst aufleuchtenden Blümlein sinken ins Grau zurück. Selbst die Wasser des Wildbachs werden träge und wälzen sich mit dumpfem Murren durch die Schlüchte. Still und erwartungsvoll, gleichsam innerlich gesammelt

und ergeben, ruht das Tal im Schosse der Berge.

Mitten in der Erwartung steht die Schnitterin und horcht in die Stille, bis ein junger Mann vom Dorfe her über das Brücklein eilt und ihr des nahenden Gewitters wegen seine Hilfe anbietet. Entschlossen legt sie die Sichel weg und bindet Garben, welche der junge Mann in ein grosses weisses Tuch sammelt und in den Stadel trägt. Die Finger der Schnitterin hasten, Schweiss rinnt ihr in die Augen. Aber sie bindet nicht rasch genug. Ehe die Gerste unter Dach ist, peitscht der Regen daher und jagt sie und den Helfer in den Stadel hinein, wo sie sich stumm gegenüber sitzen und die verregnete Gerste bedauern. Wer hätte erwarten sollen, dass ein hochblau erwachender Sommertag in einer Sintflut ersäuft?

Eine Gebärde gemeinsamer Verneinung zeichnet sich in die beiden Gesichter ein. Über ihren Häuptern entlädt sich der Donner. Durch das Tal flutet der Regen, ströhnt in weiten Bogen von den Felsen nieder, wälzt sich mit Schlamm vermischt durch ausgetrocknete Rüfenhänge, fliesst allseits dem Bache zu, der darob die Farbe wechselt und sich aufregt. Mit den Wogen wächst seine Wut; er wird mächtig und darum böse. Drachengleich krümmt er den Rücken gegen das Brücklein, welches den Hof Raift mit dem Dorfe verbindet. Mit nassen Armen greift er um Planken und Balken, brüllt höhnisch auf über den gebotenen Widerstand. Nach einer Pause wölbt er den Rücken höher, erfasst einen daherschwimmenden, lärchenen Sagklotz, stemmt ihn gegen das Brücklein und reisst es an sich.

Die Schnitterin will hineilen und sich vom Schaden näher überzeugen; aber ihr Helfer hält sie zurück. So sitzen sie jetzt vor dem Stadel und warten das Ende des Regens ab. Sie haben Zeit, sich umzusehen und ein paar Worte zu verlieren.

Taleinwärts gebe es noch ein Brücklein, erklärt das Mädchen, aber der Weg dahin sei weit und führe durch eine Ge-

röllhalde, in welcher beim letzten Unwetter ein Steinschlag des Vaters beste Ziege erschlagen habe. Benommen vom Dufte der Erde und der Gegenwart des Mädchens, einer Laune ausgesetzt, nachdenklich, ohne ernst zu sein, entgegnet der junge Mann, es sei wohl kein Unglück, wenn ihn kein Brücklein zurückführe an das Fest der Kameraden. Das seien doch lauter Stadtmenschen. Sein Grossvater hingegen sei ein Bauer gewesen. Und es gebe Stunden, da er seinem Vater nicht verzeihen könne, dass er das schöne Heimwesen im Emmental gegen eine Stelle bei der Bundesbahn ausgetauscht habe und ebenfalls Städter geworden sei.

Dem Mädchen gefällt ein solches Reden. So haben sie etwas Gemeinsames und sehen über Raift, dessen Land sich vom Wildbach bis zum Schlagsaum hinzieht. Und der junge Mann lässt sich, dem Augenblick zum Gefallen, einige Gedanken durch den Kopf fahren, unfertige, leichte Gedanken, wie Schmetterlinge gezeugt und geboren. Da möchte er bleiben. Möglicherweise gibt er das Studium doch noch auf. Es studieren ohnedies schon zu viele auf den Hochschulen, ohne zu wissen, was sie einst mit ihren Titeln anfangen können.

In ihm schlummert neben der zeitbedingten Unrast der Hang zur sichern Erde und allem, was sie wesentlich und sichtbar hervorbringt. Darum ist er im Verlauf dieser Sommerwochen so oft nach Raift gekommen, während seine Kameraden die Freizeit mit Spiel und Sport verbrachten. Raift zog ihn an, und gern legte er Hand ans Werk. Leni und ihre Eltern waren der Hilfe froh und luden ihn nach der Arbeit zu einem Imbiss ins Haus, darin es immer nach Heilkräutern und Murmeltierfett duftet, weil Lenis Bruder von Kindheit an mit einer rätselhaften, unschmerzlichen Krankheit geschlagen ist.

Der Himmel schickt ein paar Sonnenstrahlen, und sie wandern nun doch zum Bach hinunter, wo erst noch ein

sicheres Brücklein ins Dorf führte, welches heute die Holzschuhmanier abschütteln und sich in unverhüllter Heiterkeit an dem von der Studenten-Arbeitskolonie geplanten Feste beteiligen wird. Nun das Brücklein nicht mehr da ist, denkt Leni zum erstenmal darüber nach, warum ihre Vorfahren sich nicht im Dorf ein Haus gebaut haben wie andere Leute.

«Tschevalahoi, Tschevalahoi!» klingt da über das Wasser der Ruf, von dem die Studenten sagen, es sei ein alter eidgenössischer Schlachtruf, den sie als Kolonisten übernommen haben, um damit bei der schweren Arbeit jugendliche Zuversicht zum Ausdruck zu bringen. Jetzt gilt der Ruf Leni und dem Kameraden Knorz, der beim gemeinsamen Nachtessen vermisst wurde. Worte, die der Bach verschlingt, folgen dem Rufe. Studenten stehen am jenseitigen Ufer, welche bei der Verwegenheit ihrer Jugend überlegen, wie sie das Paar über den Bach bringen könnten.

Begeistert rennen vier Studenten ins Dorf zurück und kommen mit einer Feuerleiter wieder, daran sie ein Bergseil festmachen, dessen eines Ende Knorz zugeworfen und von diesem, der sich in seinem Wankelmut voll Eifer auf dieses neue Abenteuer wirft, kunstgerecht aufgefangen wird. Über den Felsvorsprung, der auch dem Brücklein als Widerlager diente, wird die Leiter behutsam vorgeschoben. Knorz schlingt das Seilende um den glatten Stamm einer Birke und hilft so mit übersetzter Kraft und innerlicher Glut der schweren Leiter ruckweise über den Bach. Ohne abzuwarten, bis die Befreier die herbeigeschafften Bretter über die Leiter legen und damit einen sichern Steg herstellen können, seilt Knorz das Mädchen wie für eine Gletschertraversierung an und begibt sich auf die Leitersprossen. Es ist ein schlimmer Anblick für die Studenten, Knorz und Leni derart waghalsig dahertänzeln zu sehen, während sich die Wasser wild unter ihnen vorbeiwälzen und opfergierig gurgeln. Wer will das verantworten? Der Schwindel kann sie erfassen, und statt

des Festes gibt es eine doppelte Leichenfeier. Sie wagen nicht mehr hinzusehen, spreizen die Finger, frösteln im Rücken. Jeder hat ein Stossgebet, das seiner innern Art entspricht.

«Über zwei Dutzend Sprossen hat die Leiter», ruft Knorz lachend aus und springt auf den sichern Fels, wodurch Leni fast zu Fall kommt und sich an Knorzens Achsel lehnen muss. Ihre Füße zittern, das Blut drängt zum Herzen. Die ganze Welt dreht sich um Leni von Raift. Sie ist der schwanke Mittelpunkt. Das ist lustig, ei, ei! Da bemächtigt sich auch ihrer Befreier wieder die Erdenfreude, und jubelnd bringen sie Leni an das auf dem Dorfplatz knisternde Lagerfeuer, um welches sich bereits die andern Kolonisten, Studenten aus allen Kantonen, die Studentinnen aus der Küche, die drei Gäste der «Alpenrose» und die Einheimischen versammelt haben. Mit einem vielstimmigen «Tschevalahoi!» werden die Ankommenden begrüsst. Eine knappe Weile steht Leni im hellen Feuerschein und im Brennpunkt aller Blicke. Irgendwie verkörpert sie die geheimnisvolle Schönheit und Strenge der Berge. Sie ist gross und wohl gewachsen, hat strahlende Augen, scharf gezeichnete Züge, eine Krone aus schwarzen Haaren, ein Lächeln, das lockt und versagt.

Als sie des «grauen Doktors» und des «Pfifoltrenfräuleins» ansichtig wird, aus deren Brillengläsern harte Lichtpfeile ihre Augen treffen, setzt Leni sich rasch zwischen die andern, macht sich klein und unbedeutend und schaut in das Feuer, welches gegen die Finsternis ankämpft und in die Höhe lodert, tapfer und leidenschaftlich an der eigenen Wärme verbrennend.

Ruckweise gehen die Köpfe in die Höhe, und die Augen, darin die Wärme des Lagerfeuers widerglüht, richten sich auf den Obmann, dieses Jahr ein Philosophiestudent, der in einigen kurzen Sätzen den Grund des Anlasses darlegt:

«Liebe Leute! Wir haben euch ans Lagerfeuer gerufen, um eine Tat und einen Abschied zu feiern. Was unsere

Kameraden hier vor zwei Jahren begonnen haben, wurde durch uns vollendet. Vom Dorf zur Alp zieht sich jetzt der Studentenweg, den Berglern zum Nutzen, uns und der Schweiz zur Ehre. Aber nicht allein die Ehre bleibt für uns. Seit unsere, über Büchern und Heften matt und blasiert gewordenen Köpfe sich im Schweiss über diese Erde gebeugt haben, nahm unsere Klugheit zu. Wir haben den Sinn der Gemeinschaft erfasst, geistige und politische Gräben überbrückt, in ernstem Arbeitsdienst dem Bergvolk geholfen, der Heimat unsere Treue bewiesen.

Ohne unsern Einsatz hätte dieser Gebirgsweg nicht gebahnt werden können, weil die Bergler mit ihren andern Sorgen kaum fertig werden und ihnen Möglichkeiten und Mittel zum Bau dieses Weges fehlten. Wir lernten dabei das Bergvolk und seine steinige Erde lieben und warfen viel unnützen Stadtballast ab, um uns dagegen mit der Freude am Ursprünglichen, Einfachen, Wahren zu bereichern. Und hinein in die Bildungsstätten des Verstandes tragen wir nun mehr Verständnis für die Umwelt und haben uns damit mit etwas belastet, das uns im Gleichgewicht behalten soll.

Nun verabschieden wir uns von diesem Werke, von den Bergen und ihrem Volke, dessen Verständnis und Beistand uns notwendig und nützlich waren. Doch wie der Studentenweg bleiben auch die Brücken bestehen, die wir geschlagen haben von Mensch zu Mensch, von Gesinnung zu Gesinnung; die Erinnerungen an das gemeinsame grosse Bergerlebnis, das kein Sport war, sondern eine körperliche Gemeinschaftsleistung der akademischen Jugend aller Sprachen und Konfessionen, der aufgehenden Saat, die für sich selbst und jene, welche nicht aufhören, nach alter Väter Sitte in Treu und Glauben die Heimat fruchtbar zu erhalten, das geistige Zukunftsbild der Schweiz prägen wird. »

In Ruhe und Besonnenheit lassen die Zuhörer die Worte in sich nachklingen. So sind sie denn zum letztenmal um

das Lagerfeuer versammelt. Hoch über ihnen wölbt sich der sternklar gewordene Berghimmel. Hinter ihnen liegt die freudige Tat, vor ihnen der trennende Weg in die Zukunft. In allen aber glüht ein einheitlicher Wille zum Guten.

Nun hebt ein freies Plaudern an. Ein Mathematiker der Karrettengruppe errechnet die von seiner Gruppe verschobene Erd- und Gesteinsmasse. Ein anderer Student versucht sich in der Mundartsprache der Einheimischen und wird dafür von diesen tüchtig ausgelacht, weil sein Schnabel dazu nicht breit genug gewachsen ist. Sammler wissen von seltenen Blumen und Steinen. Das « Pfifoltrenfräulein » hält seiner nächsten Umgebung einen Vortrag über den kleinen, braungefleckten Sommervogel «Erebia Christi», der sich seit der Eiszeit in einigen dieser Täler erhalten hat. Bergfexe sitzen enger zusammen und erleben noch einmal die letzte Sonntagstour mit dem ungefährlichen Steinschlag. Mancher der vierzig Studenten mischt sich unter die Bauern und fragt die ältern nach Soldatenerlebnissen im Jura und im Tessin, forscht nach diesem oder jenem, was bindet oder trennt, oder lässt sich eine Gespenstergeschichte erzählen. Knorz sitzt zwischen Leni und dem einzigen Patentjäger im Dorf und lässt sich in die Geheimnisse der Hochjagd einführen.

Zwischen dem Herrn, den Leni den « grauen Doktor » nennt, und dem Dorfpfarrer entspinnt sich ein halblaut geführtes Gespräch, welches von einem reformierten Theologiestudenten mit der schwärmerischen Frage: « Wie wäre es, wenn auch wir eine Brücke schlugen? » unterbrochen wird.

« Von Mensch zu Mensch, wie der Obmann sagte, besonders aber von Christ zu Christ ist sie schon geschlagen », entgegnet lächelnd der katholische Pfarrer.

« Aber ich möchte weitergehen und sagen: von Kirche zu Kirche », fährt der Student in jugendlichem Eifer fort.

« Eine Brücke liesse sich wohl schlagen; aber auf unserer Seite müssten wir nach deren Vollendung eine Verbotstafel

anbringen, damit niemand von uns die Brücke benutze. Euch aber, die ihr von uns gegangen seid, stünde sie zur Heimkehr in die Mutterkirche offen.»

«Ihr verlangt viel von uns!»

«Ihr habt euch abgetrennt!»

«So kommen wir nicht zusammen», bedauert der Student und setzt hinzu: «Die Diskussion über die Trennung dauert nun schon beinahe ein halbes Jahrtausend und sollte endlich für beide Parteien abgeschlossen sein. Die geschichtlichen Tatsachen sprechen für uns.»

«Und die Wahrheit ist auf unserer Seite», fällt der Pfarrer leidenschaftlich ein.

«Das glaubt ihr, aber auch wir haben die Botschaft von Jesus Christus empfangen. Und weil ich an die Bruderverliebe dieser Botschaft glaube, träume ich auch von einer Bruderkirche unseres Landes.»

«Träumen Sie weiter», sagt der Pfarrer nachsichtig, «Sie sind jung und frei und darum leicht fertig mit dem Wort; aber vergessen Sie nicht, dass das Reich Gottes grenzenlos ist und sich folglich eine Religion nicht national binden lässt.»

«Ich vergesse das keineswegs, lasse mich aber von der Vergangenheit belehren und nähre mit der dabei gewonnenen Erkenntnis meinen Traum. Kommen Zweifel und Ängste, gehe ich auf die Zeit zurück, da wir in der Schweiz noch keinen konfessionellen Frieden hatten und erkenne triumphierend die seither gemachten Fortschritte. Ich weiss um das stets schwindende Dunkel, das noch zwischen uns liegt und halte mich an das Kreuz, zu dem sich die ganze Schweiz bekennt und an das in unserm Volke lebende Bedürfnis, auch die göttlich offenbarte Wahrheit gemeinsam zu verstehen, göttlicher Bussauferlegung und Ahndung uns gemeinsam zu unterwerfen, wie wir uns auch auf ein einheitliches irdisches Strafmass geeinigt haben.

Ich träume, ich gebe es gern zu; aber auch der konfessionelle Frieden, auch die Bundesverfassung und das

schweizerische Strafgesetz sind Träume, jahrhundertealte Menschheitsträume, wenn ihr wollt, Utopien — gewesen.»

So spricht der Student und streckt dem Pfarrer, welcher sich nach dem «grauen Doktor» umsieht, die Hand hin. Den Doktor hat das Religionsgespräch weniger eingenommen als Leni, und darum sitzt er bei ihr und fragt: «Ist Deine Mutter jetzt einverstanden?»

«Nein!»

«Was befürchtet sie denn?»

«Das gleiche wie ich.»

«Und das wäre?»

«Ihr seid so anders als unsereins, und Bern ist weit von hier!»

«Das meint Ihr nur. Vor dem Arzte sind alle Menschen gleich. Da gibt es keinen Unterschied. Ich komme morgen noch einmal nach Raiff, um mit der Mutter zu sprechen.»

Leni lacht: «Ihr könnt nicht mehr zu uns kommen. Der Wildbach hat das Brücklein weggerissen. Und bis ein neues steht, seid ihr alle wieder in euren noblen Städten und habt uns für immer vergessen.»

Das gilt auch Knorz; aber er überhört den Vorwurf, weil ihn gerade die Wangengrübchen der Kolonieköchin fesseln und er das darin spielende Lächeln gern mit witzigen Worten belebt und verlängert. Der Doktor sagt indessen zu Leni, sie dürfe nicht so von ihm denken. Nicht nur, dass er als Arzt seiner Berufung, die Leiden der Menschheit zu lindern, auch in diesem Falle gerecht werden will, sondern weil den Wissenschaftler die Entdeckung geradezu lockt. Die Krankheit von Lenis Bruder muss heute heilbar sein. Es kann sich nur um eine mangelhafte Blutzusammensetzung handeln. Um den Mangel herauszufinden, muss er den Knaben im Spital beobachten und behandeln können. Schlimmer wird die Krankheit dadurch nicht, das kann er schwören. Die Heilungsmöglichkeit liegt näher. Diese Hoffnung, so klein sie auch wäre, verpflichtet den Arzt dem Kranken und seinen Angehörigen gegenüber. Er will für alle Kosten aufkommen.

« Wir geben den Bruder nicht als Versuchskaninchen her », sagt Leni trotzig. « Er hat übrigens nicht die Krankheit, die ihr vermutet. »

« Leni, ich vermute nichts. Ich untersuche, bis ich erkenne, wenn Gott mir dazu Zeit lässt, was nicht immer der Fall ist, leider, leider. Aber in diesem Falle wird es nicht an der Zeit fehlen. Und die Zeit wird das Erkennen und Heilen fördern. Du hast dann einen gesunden Bruder. Und es kann mir auch das andere gelingen, das, was dich persönlich angeht, deine Eignung zur Mutterschaft. »

Leni erblasst, in ihren Augen glänzen Tränen. Ohne dass der in Gedanken vertiefte Arzt und Knorz, der sich jetzt mit dem « Pfifoltrenfräulein » in ein Gespräch eingelassen hat, etwas merken, erhebt das Mädchen sich und geht in die Nacht hinein, welche ausserhalb des Feuerscheins wie ein dunkler Vorhang auf die Erde herabhängt. Doch das « Pfifoltrenfräulein », wie Leni es für sich nennt, hat das Mädchen die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen und schlüpft ebenfalls hinter den Vorhang der Nacht.

In Schwermut versunken geht Leni dem Wildbach entlang, um das abgelegene Brücklein zu erreichen und auf der andern Seite über den Hang, wo der Steinschlag des Vaters beste Ziege erschlagen hat, nach Raift zu gelangen. Der Wildbach lärmt mit polternder Stimme in ihr trübes Sinnen hinein und steigert ihre Unruhe, die der graue Doktor heraufbeschworen hat, indem er sie an die Krankheit ihres Bruders erinnerte und sie um den unter Lebensgefahr erstrittenen Anteil am Feste brachte.

Wie ein ungerufener Engel gesellt sich das Fräulein zu ihr. Da die Worte im Rauschen der Wasser verloren gehen, wandern die beiden Jungfrauen, die schwarze und die blonde, in dunkles und lichtetes Schweigen gehüllt, nebeneinander durch die Nacht. Leni hat eine Abneigung gegen das Fräulein, weil es immer um Raift herumstreicht, ihrem Bruder

die gefangenen Schmetterlinge zeigt und sie vor seinen Augen mit einer wissenschaftlichen Grausamkeit tötet. Eiliger strebt sie dem Brücklein zu; aber das Fräulein hält Schritt. Und als sie sich am jenseitigen Hange vom Getöse der Wasser entfernen, kommen sie doch in ein Gespräch. Leni bleibt stehen und fragt ernst: « Warum verfolgst du mich? »

« Weil ich weiss, was dich schmerzt. »

« Dumme Behauptung! »

« Du leidest unter der Krankheit deines Bruders. »

« Was weisst du von meinem Bruder? » höhnt Leni.

« Dass er ein Bluter ist », sagt das Fräulein schonungslos heraus, um mit dieser plötzlichen Härte ein langes, quälendes Frage- und Antwortspiel, das einem gegenseitigen Belauern gleich käme, kurz abubrechen und den Weg für Worte des Trostes und der Aufmunterung frei zu machen.

« Hat der graue Doktor dir das gesagt? » fragt Leni. « Ja, ihr seid beide in der ‚Alpenrose‘, arbeitet wohl Hand in Hand und wartet darauf, verkünden zu können, ich trage den Keim dieser Krankheit auch in meinem Blute, wie der graue Doktor mir das zu verstehen geben wollte. Aber ihr lügt beide. Was habe ich euch getan? Ich werde doch heiraten! »

« Leni, du glaubst selbst schon an die Krankheit und befürchtest, die Burschen werden deine Schönheit missachten und deine Weiblichkeit bleibe unbegehrt, wenn sie erfahren, dass du einem Manne wieder Kinder schenken könntest, die deinem Bruder gleichen, was auch traurig wäre. Aber lass mich offen reden. Die Aussicht auf den Verzicht erschwert dir das Dasein, macht dir die herrliche Jugend unwert. Du glaubst an dein Unglück als etwas Einmaliges und weisst nichts von uns andern Leidensschwestern. Lass dir das erzählen, und du wirst deinen Bruder gern in die Stadt mitnehmen lassen und dich dem Schicksal fügen! »

« Hat dich der Graue bestochen? » wirft Leni ein.

« Sei vernünftig! Das Unglück ist

nicht so schwer. Am Sonntag begegnest du den Dorfburschen, und ihr sprecht von der Predigt, dann vom Vieh, von Wald und Alp und seid von kirchlichen zu weltlichen Dingen gekommen. Ihr habt ja so viele gemeinsame Interessen, lebt um den gleichen Kirchturm, in der gleichen Luft, versteht euch. Was dich freut und schmerzt, berührt auch sie. Und das bleibt auch dann unverändert, wenn sie einst um die Krankheit wissen sollten.

Mit uns ist es schlimmer. An uns laufen in der Stadt täglich Hunderte und Tausende vorbei, die uns nicht ansehen, es sei denn mit Augen voll Stumpfheit oder Gier. Tausende verstehen sich ja nur in der Lust, nur so lange, als ein Blitz zum Einschlagen braucht. Dann streben die Gedanken schon wieder auseinander, insofern sie nicht durch die Gewohnheit oder einen Zweck länger zusammengehalten werden. Die Männer aber, mit welchen sich anders leben liesse, studieren und studieren und lassen uns altern.

Wir verlieren die Zuversicht und die Freude an der Mutterschaft. Und darum sorgen wir vor, lernen um, stellen uns frühzeitig auf den Verzicht ein, studieren ebenfalls, und zwar die nüchternsten Wissenschaften. Wir gehen nach Broterwerb aus, vertauschen die Romantik gegen den Realismus, das Gefühl gegen die Spekulation. Von den tausend Fäden, womit das körperliche Leben an die Freuden der Welt gebunden ist, reißt dieser und jener entzwei. Wir arbeiten uns aus einem Verhängnis heraus und kommen zu diesem ruhigen Selbstgenügen, das uns die Stunden nach unserer neuen Art geniessen lässt. Wir leben dabei nicht schlecht, sind tapfer und froh und sehen neidlos auf die Freundinnen, welche ihr Glück in der Ehe gefunden haben und in Haushalt und Kindererziehung sinnvoller Aufgaben nachgehen können. Aber auch das lässt sich nachahmen. Denn einmal lesen wir auf der Strasse ein Kind auf, das keine oder arme, wenn nicht schlechte Eltern hat. Wir eignen dieses

Kind an wie einen wertvollen Schatz und haben, ganz nach Wunsch und Wahl, einen Sohn oder eine Tochter.

Leni, sieh, das Schicksal ist einfacher, als du es dir vorstellst. Warum solltest nicht auch du so tun können? »

Jetzt nähert sich der Weg wieder dem lärmenden Wildbach, und Leni kann mit der Antwort zuwarten. Die Nacht ist kühl und gütig. Himmel und Erde sind längst wieder ausgesöhnt und haben den Sturm des Tages vergessen. Der Mond verströmt sein Licht an die Firne und Gletscher, zündet in die tiefsten Abgründe hinein. Leni und das Fräulein verfolgen schweigsam ihren Weg. Um sie ist das Rauschen des wilden Baches, der heftige Duft des Bergtales, der überreife Sommer.

Aus der Nachdenklichkeit weckt sie der dreifache Ruf: « Tschevalahoi! » von der andern Bachseite. Die Studenten verkünden den Angriff einer neuen Arbeit. Auf den Antrag des Arztes haben sie beschlossen, das Tal nicht eher zu verlassen, als bis das Brücklein nach Raift wieder hergestellt ist. Die Gemeinde liefert das Holz. Das meldet Knorz, welcher den Bach wieder auf der Leiter überquert hat, um zu erfahren, was mit Leni geschehen sei. Unvermutet prallt er dabei auch auf das Pfifoltrenfräulein und enthebt Leni der noch schuldigen Antwort, indem er das Fräulein kurz anseilt und über die Leiter bringt und nach der « Alpenrose » begleitet, was Leni betrübt und umsonst auf seine Rückkehr warten lässt.

Im Grunde des Herzens nicht unfroh, das Brücklein wieder erstehen zu sehen, geht Leni am andern Tage doch traurig herum und sieht vom Acker aus misstrauisch auf die Studenten nieder, welche Steine herwälzen, um das Widerlager zu erhöhen, während andere nach einer kurzen Nachtruhe in den Wald hinaufgestiegen sind und schon am Nachmittag Lärchbäume herunterschleppen. Nach Anweisungen des Gemeindepräsidenten, welcher auch den Wegbau geleitet hat und sowohl Holz als Stein handwerksmässig anzugreifen weiss, werden die Lärch-

bäume mit der Spaltsäge zu Balken geschnitten, und die Studenten fühlen sich dabei gross wie Zimmerlinge. Mit der gleichen Freude, die sie für die Wegarbeiten aufbrachten, bauen sie an der Brücke, die grösser und sicherer sein soll als die alte, ohne dass sie sich darum kümmern, was den Arzt veranlasst, für ihre Unterhaltskosten aufzukommen. Das wissen wohl nur der Arzt selbst, Leni und das Pfifoltrenfräulein, vielleicht auch Knorz, aus dessen Verhalten Leni nicht klar zu werden vermag. Hat das Pfifoltrenfräulein sie verraten?

Leni glaubt sich vor Knorz hüten zu müssen, und als dieser wieder über das Brückengerüst kommt, setzt sie sich neben den derb geschnitzten, wurmstichigen Lehnstuhl und hütet den kranken Bruder. Theophils Gesicht ist blass, aber rundlich. Mit lebhaften dunklen Augen, wie reife Wildbeeren im Glanze der herbstlichen Sonne, schaut der Knabe nach dem Gange der Arbeit bei der Brücke. Die langen, sorgfältig gekämmten Haare geben seinem Gesicht einen Rahmen fraulicher Anmut. Einmal kommt der Vater über die Wiese und legt ein kleines Federchen des Tannenhähers auf die Decke. Und eine schmale, vernarbte Hand greift nach dem Federchen und spielt damit, während der Vater schon wieder unterwegs nach der Arbeit ist und unabsichtlich seufzt. Er fühlt doch schon die Zahl der Jahre auf seinen Schultern lasten und sieht keine männliche Hilfe nachwachsen. Leni ist eine gute Kraft, aber das Gut ist zu gross. Vieles bleibt ungetan. Die Zäune halten auch nicht mehr, und jeden Tag brechen die Kälber aus. Etwas später tritt die Mutter aus dem Haus und bringt dem Kranken eine Schüssel Milch, die vom darin schmelzenden Honig gelb anläuft. Er trinkt die Milch mit kindlicher Gier und schmatzt dann mit den Lippen über die ganze Süsse, welche ihm die Mutter gereicht hat. Mit der leeren Schüssel in der einen Hand geht sie in den Garten, rupft einige Suppenkräuter ab, sieht nach Theophil und Leni zurück, lächelt

schmerzlich und lässt den grossen Blick weiterwandern über Raift.

Knorz kam nicht bis zu ihr. Auf dem Gerüst hat er sich wohl anders besonnen, ist umgekehrt und arbeitet mit den andern Studenten. Aber jetzt nimmt Leni wieder Theophils Hand in die ihre, wobei sich ihr erst noch flackernder Blick beruhigt und gelassen auf die Brücke gerichtet ist, darauf die ersten Bretter liegen und dem Pfifoltrenfräulein den Übergang ermöglichen. Trotzig blickt sie der Daherkommenden in das gelbliche Gesicht, hadert und überlegt. Es bedarf einer körperlichen Schwäche, um zu fühlen wie dieses Fräulein, einer seelischen Schadhaftigkeit, die von etwas herrühren muss, vielleicht von einer unglücklichen Liebe. Ach, das Stadtfräulein, es soll Leni nichts vormachen wollen! Sie sind von ungleicher Natur, eine Bergblume neben einer Topfpflanze, die eine aufgeblüht im vollen Sonnenlicht, die andere unter Glas gezogen, in der Entfaltung zurückgeblieben. Da braucht es eigentlich keines grossen Mutes zum Verzicht. Man kann schon ohne Liebe auskommen, wenn man so aussieht. Nein, Leni ist nicht eine solche, die von Ersatzmitteln leben kann.

Und den Bruder will Leni auch nicht hergeben, damit die Stadtleute, welche wohl selbst erblich belastet sind, an ihm eine Krankheit herausfinden, um ihr deswegen das Heiraten zu verbieten. Was soll übrigens die Stadt ihrem Bruder helfen, wenn diese Leute selbst in die Berge kommen müssen, um sich ihre Krankheiten und den Staub vom Leibe zu husten?

So denkt Leni hinter dem Fräulein her, welches es heute eilig hat und mit einem Grusse vorbeigegangen ist. Das Verlangen nach dem kleinen Sommervogel treibt es in die Höhe. Die Flugzeit dieses Falters ist so beschränkt wie sein Lebensraum. Sie zieht sich bei klarstem Wetter kaum über eine Woche hinaus. Auf einem Baumstrunk entdeckt das Fräulein den Heissgesuchten. Aber in hohem Bogen fliegt der Schmetterling

davon. Das Fräulein ist enttäuscht, kann aber anderseits befriedigt feststellen, dass die Flugzeit nicht verpasst ist. Es hält den Atem an, weil der Luftzug den Schmetterling wieder aus dem Abgrund zurückwirft. Aber bei der Verfolgung fällt es über einen Stein, und die Brille verschlüpft sich wie eine Eidechse im Geröll. Doch gegen solche Tücken ist ein intelligentes Fräulein gewappnet und zieht triumphierend eine Ersatzbrille hervor. Jetzt will es gelingen. Das Tierchen zittert mit den Flügeln unter dem Fangnetz. Scheu betrachten zwei graue Menschaugen das sich seit der Eiszeit in unveränderter Form in diesen Tälern erhaltene Geschöpf. Und ein Gedanke blitzt auf: Töte das Tierchen nicht, nein, dieses Mal nicht! Fange andere dazu, versuche, was noch keinem Manne mit diesem Tierchen glückte: stelle sein Geschlecht fest, paare, züchte, vermehre den Falter *Erebia Christi* fern seiner Gletscherheimat, in der Stadt, in einem künstlichen Klima, mit Hilfe der Wissenschaft! Der Gedanke scheint dem Fräulein gross, ungeheuer, erschütternd. Das Blut summt dabei wie bei einer Bauerntochter, die an sich selbst das Weib entdeckt hat.

Das Pfifoltrenfräulein jagt von Erfolg zu Erfolg. Am Abend zeigt es dem Arzte die gesammelten Falter. Er lächelt nachsichtig über das Züchtungsvorhaben. Er kennt die damit gemachten Misserfolge eines Hochschulprofessors, welcher ihm nach jahrelangen Versuchen geschlagen erklärte, der Falter *Erebia Christi* lasse sich nicht künstlich züchten und nicht einmal in andere Gebiete versetzen. Aber der Arzt lächelt dennoch. Auch er ist zufrieden mit seiner Beute, die zur Abklärung dieses besondern Falles wesentlich beitragen dürfte. Mit Hilfe des Dorfpfarrers, den er ins Vertrauen gezogen hat, jagt er sein seltsames Wild.

Nicht wie ungefähr gibt es im Raift dieses grosse, altersgraue Gebäude, durch den Wildbach vom Dorfe getrennt und bisher nur mit einem schwachen, leicht hingeworfenen Brücklein verbunden. Es

ist die einzige Hofsiedelung in der ganzen Gegend und hat nicht nur Mühle und Backofen, sondern auch eine kleine Kapelle, deren Altarbild Christus an einem Krankenlager darstellt. Raift mutet an wie ein Ort der Absonderung. Vielleicht hat sich einst diese Krankheit im Dorfe durch Einheiraten derart stark vermehrt und verschlimmert, dass der noch gesunde Volkskörper die kranken Glieder mit gewaltsamer Angst abgestossen und nach Raift verbannt hat?

Taufbuch, Ehe- und Sterberegister geben zwar keinen klaren Aufschluss; aber Anhaltspunkte lassen sich darin viele finden. Die vielen männlichen Nachkommen erreichten kein hohes Alter. Über wenig Generationen vererbte sich der gleiche Geschlechtsname; aber mit einer hartnäckigen Absicht sind diese Namen mit der Ortsbezeichnung Raift näher umschrieben und bestimmt. Stets tauchen neue Geschlechtsnamen auf, Namen, die sonst im Dorfe nicht vorkommen. War es die Liebe oder ein Zwang, dass die Töchter von Raift auswärts und sogar ausserhalb des grossen Tales nach Männern Umschau gehalten haben? Sie heirateten durchwegs Ortsfremde, sogar Ausländer, vielleicht vom Zufall diesen grossen, starken und schönen Frauen, wenn man sie nach Leni einschätzen will, in die Arme getrieben. Wussten diese Frauen um die sich mit ihrem Blute vererbende Krankheit, und wollten sie dem Verhängnis durch fremde Blutzufuhr vorbeugen? Oder scheuten sich die Dorfburschen vor der Einheirat in diese Familie, weil die Eltern sie heimlich auf die den männlichen Nachkommen anhaftende Krankheit aufmerksam machten und sie davor zurückhielten, über das Brücklein auf Brautschau zu gehen, so gern mancher begehrt an das andere Ufer schauen und die dort weidenden Kühe zählen mochte?

Mutmassungen, denkt der Arzt und ist ungehalten, weil diese vom Ziele wegführen.

Als einziges sicheres Hilfsmittel

bleibt nur der kranke Knabe, dem zwei Brüderchen im Tode vorausgegangen sind. Vielleicht waren dies seit Grossvaters Zeiten wieder die ersten Fälle? Zu diesem Knaben hat der Arzt noch nie allein Zutritt gehabt. Stets wird er von den Eltern, von Leni oder gar vom Hüterbub bewacht.

Der Arzt sieht den Weg von allen Seiten versperrt. Es kommen ihn sogar Zweifel an. Tut er recht daran, in dieses Familienleben einzugreifen? Hat ihn jemand ausser seiner Wissbegierde dazu beauftragt, dieses Geheimnis zu lüften? Der Pfarrer riet ihm sogar davon ab.

«Denn was nützt die körperliche Gesundheit, wenn die Seele dabei Schaden leidet?» sagte der Pfarrer einmal vorwurfsvoll zum Arzt. So sieht er überall Hemmungen und ist selbst nicht davon überzeugt, dass seine fast auf zufälligen Beobachtungen beruhende Diagnose richtig ist. Und wenn er ganz fehl geht? Wenn das Siegel der Verschwiegenheit zerbricht und dann Verdächtigungen auf Leni fallen? Hat er dann nicht das Lebensglück des Mädchens vernichtet, ohne dem Kranken geholfen und der Wissenschaft gedient zu haben?

Solche Gedankengänge quälen den Arzt. Es kann ihm unvergleichlich schlimmer ergehen als der Züchterin des Eiszeitschmetterlings, die mit spielerischer Leidenschaft in die Natur eingreifen und ihrer Wissbegierde ein Dutzend kleine Falterleben opfern wird. Sein Experiment ist unvergleichlich schwieriger; er verwendet Menschenleben dazu, setzt den Fortbestand der Frauendynastie von Raift aufs Spiel, ohne dagegen für ein gesundes männliches Geschlecht bürgen zu können.

Doch die Brücke ist vollendet. Das «Tschevalahoi!» der Studenten verkündet es. Morgen werden sie unbeschwert von dannen ziehen, auf einen Sommer der Erfüllung und Geheimnisse zurückblickend. Er aber muss bleiben und über diese Brücke gehen.

Die Raiftleute sind gekommen, haben sich die Brücke angesehen und die Stu-

denten gelobt und zu einem Imbiss eingeladen, der aus einem gevierteilten fetten Käse, zwei Speckriemen und hartem Schwarzbrot bestand und mit einem guten Wein derart reichlich begossen werden konnte, dass die Lieder wie Lerchen stiegen. Mehr als einer behielt Leni länger im Auge, welche zwischen Knorz und Theophil oben an der ländlichen Tafel sass, sich wie eine Herrin gab und vollauf beschäftigt war, auf alle Fragen zu antworten und dafür zu sorgen, dass Theophil wie ein gesunder Mensch aufrecht sitzen konnte. Er war vergnügt und hätte seine schwachen Kräfte der seltenen Unterhaltung wegen noch gern länger angestrengt. Aber bei einbrechender Nacht löste sich die Gesellschaft auf, und die Raiftleute blieben allein zurück.

Am Morgen treffen Leni und Knorz sich noch einmal auf der Brücke und sehen sich an. Weit herum ist kein Mensch, und sie könnten sich sagen, was ihnen nur immer einfiele. Oder fällt ihnen vor dem Abschied wirklich nichts ein?

Durch die Flühe rollt das Echo eines Büchschusses. Oder sind es zwei? Knorz horcht auf und fragt: «Ist die Jagd offen?»

Leni muss nachdenken. Vielleicht ist sie gar nicht bei dieser Frage und antwortet doch: «Nein, nein!»

«Schade, sonst würde ich hier bleiben.»

«Das sagst du nur, hihhi!» lacht Leni. «Du kannst ruhig gehen, du hinterlassest hier niemand und nichts, in der Stadt aber wartet wohl schon eine auf dich?»

«Nein, es wartet keine», beteuert Knorz.

«So geh halt dennoch, sonst verpassest du den Anschluss an die andern Studenten! Sieh, die ersten ziehen schon zum Dorf hinaus. Und nimm den grauen Doktor und das Pfifoltrenfräulein mit!» rät Leni und wendet sich gekränkt von ihm ab. In einsamer Grösse geht sie über Raift, das verlockende Frauengut,

zurück, während Knorz ihr nachruft : « Vielleicht komme ich nächsten Sommer wieder! »

Am Nachmittag steht der Arzt auf der Brücke, sieht über die Wiesen und Weiden und das Band von Lärchen und Birken, das sich bis zum Vorsäss hinaufzieht. Er erblickt niemand von den Raiftleuten. Auch der Knabe sitzt nicht wie üblich an der Sonne. Als er sich dem Hause nähert, erscheint Leni am Fenster und winkt ihm. Überrascht geht er in die Stube hinauf.

Tief im Lehnstuhl sitzt Theophil. Hinter ihm stehen in steifer Haltung Vater und Mutter, als erwarteten sie den Photographen. Neben dem Kranken sitzt Leni und hält dessen Hand in der ihren. Vorwurfsvoll sind deren Blicke auf den Eintretenden gerichtet.

Das verwirrt den Arzt. Und doch glaubt er, alles sei nur Pose, von Leni selbst so vorbereitet, damit er sein Vorhaben endgültig aufgebe. Er fragt den Kranken nach allerlei, nur nicht nach dem, was ihm wirklich Aufschluss geben könnte. Und der Kranke antwortet auch allerlei, ohne von seiner Krankheit, von Schmerzen zu sprechen. Irgendwie ist es beiden versagt, das zu nennen, was im Wesen eines Kranken und des ihn besuchenden Arztes liegt. Der Arzt sieht auf, blickt wieder unwillkürlich in Lenis Augen, blickt nach der Mutter und erkennt in ihren Augen den gleichen Trotz, eine Übereinstimmung, die doppelte Verneinung. Des Vaters Gesicht ist grau, wie aus Holz geformt, nicht so ausdrucksvoll wie jenes der Frauen. Aber unter dem Gleichmut, von Falten verdeckt, glimmt ein Schmerz, der wohl den verstorbenen Buben und diesem da gilt, welcher fürs Leben auch nichts taugt. Sein Gebaren und seine Haltung verraten, dass er es ist, der sich auf Raift eingesessen hat, während die Frauen die Eigentümerinnen geblieben sind und nicht von der Selbstverwaltung gelassen haben. Hätte der Arzt sich an den Vater gewandt, sich mit ihm und dem Kranken gegen die Frauen verbündet, das Ziel läge näher. Diesem Gedanken nach-

spürend, richtet der Arzt sich unvermutet an den Bauer.

Aber fast im gleichen Augenblick öffnet der Hüterbub die Tür und schreit alle Ohren voll mit der Kunde, dass unter der weissen Fluh ein sterbender Jäger liege, welchen er gefunden habe, als er die Kälber suchte.

Leni erinnert sich der beiden am Morgen gefallenen Schüsse und des mit Knorz geführten Gespräches. Es kann kein Jäger sein, wohl aber ein verwegener Wilderer. Unverzüglich bricht sie auf und nimmt den Arzt und den Vater mit. Bei Nachteinbruch kommen sie unter die weisse Fluh und finden den zum Elendshaufen zusammengekrümmten Wilderer. Wie ein verendendes Tier sieht er die Ankommenden mit stummen, klagenden Blicken an. Nachdem der Arzt ihn untersucht und sein gebrochenes Bein zurechtgelegt hat, sagt der Verunfallte: « Bemüht euch nicht! Ihr rettet mich doch nur für die Polizei. Nein, lasst mich liegen! Wenn ihr mir einen Dienst erweisen wollt, sucht meine Flinte. Die muss irgendwo in der Nähe liegen. Es muss noch eine Kugel drin stecken. Das genügt. »

Leni beugt sich tiefer über das kernige Gesicht mit dem dunklen Bartanflug, daraus schöne, von Blut befeuchtete Lippen sie ansprechen. « Und wenn wir dich vor der Polizei verbergen? » fragt sie.

«Dann nehmt mich mit, Mädchen!»

Leni wendet sich an den Arzt: « Ihr werdet den Armen doch nicht verraten? »

« Ich lasse ihn dir, wenn du mir dagegen deinen Bruder gibst », antwortet der Arzt und lächelt über seinen Einfall.

Lenis Mund schnappt zusammen. Ihre Seele beisst sich an diesem Köder fest. Sie schaut vom Wilderer auf den Vater, der in diesem Falle nicht übergangen werden kann, muss er doch den eigenen Sohn in den Vertrag hineingeben. Aber der Vater unterschreibt widerstandslos mit einem aufmunternden Kopfnicken. Leni zögert noch. Ihr junger

Sinn ist überrascht und getrübt. Allzu lang musste sie vor den Pforten des Paradieses warten. Und nun sich diese gross öffnen wollen, ist sie immer noch die arme Seele, die sich nicht mehr der Busse entwöhnen kann. Leni schaut auf den Wilderer und fragt ihn endlich nach Herkunft und Name.

« Ich heisse nur Lias und bin nicht im Tale geboren. »

Jetzt schüttelt Leni herzhaft die Hand des Arztes und schlägt ein.

In der Nacht haben sie Lias ins Haus hinuntergetragen, wo der Arzt das gebrochene Bein einschiente und verband und Leni die Nachtwache überliess. Er selbst blieb im Hause, um nach kurzer Ruhe mit Theophil, der ihm schon ganz überlassen schien, über die Möglichkeit seiner Heilung zu sprechen und ihn für sich zu gewinnen. Mit des Arztes Worten sich vertraut machend, sieht der Kranke vor sich hin, und ein Stern geht für ihn auf, der rasch an Glanz zunimmt. Und in der folgenden Nacht trugen Leni und der Vater den Knaben am Dorfe vorbei das Tal hinaus bis zur Bahn. Der Abschied ging eigentlich nur dem Vater nahe, Mutter und Tochter sind schon ganz dem andern Kranken zugewandt, der zwar mehr jammert als Theophil, aber mit knirschenden Zähnen einen starken Lebenswillen bezeugt. Es ging ihm wohl nie so gut im Leben, hat er doch ein weiches Bett und warmes Essen und obendrein diese ihn umkreisende Fülle von Lenis Güte und Glanz.

Zusehends bessert sich sein Zustand, bis er mit Lenis Hilfe aufsteht, wie ein Baum vor ihr emporwächst und zwei lange Arme mit Bauernhänden am Körper herunterhängen lässt. Das dünkt sie so grossartig, als müsste sie jetzt am eigenen Leib etwas Ungewöhnliches erfahren. Und Lias reckt sich noch etwas höher, niest und lacht. Ein Lachen hat der Mann, welches durch das ganze Haus dröhnt und die Mutter in der Küche, den Vater am Dangelstock, den Hüterbub hinter dem Ankenfass ansteckt und wie ein vielstimmiges Echo wieder die Stiege

heraufkommt ins Krankenzimmer, wo nun auch Leni wie eine Spottdrossel einfällt, nachdem sie erfahren hat, wie der Mann küssen kann. Von nun an setzt das Lachen immer wieder ein, während Lias im alten Lehnstuhl an der Sonne sitzt und Grossbohnen abfädnet oder hinter dem Stubentisch Tarockkarten mischt und mit Leni verstohlen den Pagat austauscht, wenn nicht Worte, die kein rührseliges Geflüte sind, sondern schon greifbare Liebe.

Dabei haben es die Dorfleute erst gemerkt, dass die Raiftleute den Kranken gewechselt haben, als dieser ohne Hilfe aufsteht und Leni mit einem Riesen herumgeht und ihm die Marksteine zeigt. Jetzt geht ihnen ein Licht auf, und sie haben auf einmal manchen Gang nach Raift zu tun, um sich den neuen Bauern anzusehen, der sich bereits anschickt, selbst Hand ans Werk zu legen und Holz fällt, um die Zäune auszubessern, damit die Kälber nicht mehr ausbrechen und sich in der weissen Fluh verirren. Die Leute tragen dies und jenes ins Dorf zurück und bringen es sogar auf den Jahrmarkt im Bezirkshauptort. So kommt es halt, dass einmal zwei Landjäger unversehens hinter Lias stehen. Wohl hebt er die scharfe Axt; aber er dreht sich nicht um. Nein, das tut er nicht. Er schüttelt bloss die Handschellen ab, um ungehindert durch die Finger pfeifen zu können. Es handle sich um eine alte Strafe, erklärt er seiner herbeieilenden Leni. Sie soll sich nichts daraus machen, das dauere höchstens ein halbes Jahr. Es sei ihm gerade recht, seine Privatangelegenheiten vor der Hochzeit ordnen zu können.

« Und im nächsten Herbst schenke ich dir ein Jagdpatent », flüstert Leni und hängt sich ihm an den Hals. So trägt er sie bis zur Brücke, dann macht er sich frei und geht gehorsam vor den Landjägern her, der Berg von einem Menschen, welcher bei blossem Umfallen die beiden Landjäger erdrückt und unter sich begraben hätte. Aber er fällt nicht um, weil er die Hochzeit nicht noch weiter hinauszögern will.